

Wie sag ich's meinem Schüler?

Homosexuelle Lehrer haben mehr als andere Berufsgruppen mit Vorurteilen zu kämpfen – sie verzichten deshalb oft auf ein Coming-out

Zwischen Schülern, die «schwul» als Schimpfwort benutzen, und Eltern, die homosexuelle Männer für pädophil halten, ziehen es homosexuelle Lehrer oft vor zu schweigen. In Baden-Württemberg machen sie sich gerade ein bisschen Hoffnung.

Akiko Lachenmann, Stuttgart

Holger Henzler-Hübner geht gern zur Arbeit. Morgens wählt er seine Garderobe so, wie es sich für einen Schulleiter geziemt: Hemd, Lederschuhe und, wenn es der Anlass erfordert, auch einmal ein Jackett. Dass er gerne Ohringe, pinkfarbene Hemden und mit Nieten besetzte Gürtel trägt, dass sein schwarzlockiges Haar bis auf die Schultern fällt, gehört für ihn zum Ausdruck seiner persönlichen Freiheit. Holger Henzler-Hübner ist homosexuell, daraus macht der 39-Jährige kein Geheimnis. Bei seiner Einstellungsfeier vor etwas mehr als einem Jahr stellte er seine Familie vor: seinen Ehepartner und den adoptierten Sohn.

«Schwuchteln sind doof»

Henzler-Hübner ist damit eine Ausnahme, der Ausreisser in der Statistik. Die Realität ist für homosexuelle Lehrer eine andere, eine kompliziertere, in der das Anderssein teilweise verschwiegen, teilweise angedeutet und nur, wenn die Umstände günstig sind, vereinzelt offenbart wird. Die Schule, wo Kinder sich zu mündigen und toleranten Persönlichkeiten entwickeln sollen, gehört zu den homophoben Orten in der Gesellschaft. Daran haben Klaus Wowerit, Elton John und das «Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz» nichts geändert.

Statistiken lassen ahnen, in welchem Spannungsfeld sich homosexuelle Lehrer bewegen. Fast zwei Drittel aller Schüler lehnen laut bundesweiten Umfragen die Homosexualität ab, finden sie «nicht gut» oder «überhaupt nicht gut». Sogar im Lehrerzimmer stossen homosexuelle Lehrer auf Ressentiments, wie eine Befragung des Referendars Arne Müller von mehr als 1000 schwulen Kollegen ergab. 15 Prozent geben an, sich ausgegrenzt zu fühlen. 8 Prozent berichten von Beleidigungen durch Kollegen. Hinzu kommen Eltern mit tradierten Vorstellungen von Familie. Liegt die Schule in einem der evangelikal geprägten Landstrich, ist die Furcht vor Diskriminierung am grössten.

In einem solchen Umfeld arbeitet zurzeit Christoph Bayer. Er ist Deutschlehrer an einem kleinen Gymnasium irgendwo zwischen Karlsruhe und Pforzheim. Genauer will er es nicht beschreiben, auch seinen richtigen Namen möchte er nicht preisgeben. Im Kollegium wussten alle bald Bescheid, eine lesbische Kollegin hatte den Weg bereits geebnet. Den Schülern gegenüber lässt er sich aber nichts anmerken. Er fürchte vor allem die Reaktionen der Eltern, sagt er. Als Schüler das Märchen «Krabat» von Otfried Preussler als Theater aufführen sollten, stellten sich einige Eltern quer. Die Geschichte von Krabat sei Teufelswerk und «eine Gefahr für



«Ein Dokument von historischer Bedeutung»: Das erste veröffentlichte Foto des Arbeitskreises «Schwule Lehrer» Stuttgart, mit dabei Holger Henzler-Hübner (3.v.l.) und Udo Fleige (4.v.l.).

ungefestigte Kinderseelen», hiess es. Wenn bekanntwird, dass ich schwul bin, stelle ich für sie auch eine Gefahr dar?, fragt sich Bayer. Was aber, wenn Schüler nachfragen? Sollte er schwindeln – und den Schülern damit zu verstehen geben, dass man über das Schwulsein besser nicht spricht? Welch ein Vorbild wäre er für all jene Schüler, die so veranlagt sind wie er? Immerhin sind das laut Schätzung der Bundeszentrale für politische Bildung pro Klasse zwei bis drei Schüler.

Der Junglehrer suchte Rat im Internet – und fand «Schwule Lehrer», ein Arbeitskreis der Lehrgewerkschaft GEW. In Berlin tagt die Gruppe seit 1978. Baden-Württembergs GEW brauchte 30 Jahre länger. Erst seit März 2008 gibt es das Angebot für schwule Lehrer, sich an einem geschützten Ort auszutauschen. «Eine schwere Geburt», erinnert sich der Vorsitzende Udo Fleige. Nach zwei Fehlstarts – zunächst erschienen eher therapiebedürftige Personen – kamen vier Lehrer regelmässig zusammen. Seit 2008 hat sich nun vieles getan. Stolz zeigt Udo Fleige einen Artikel über den Arbeitskreis, der vor wenigen Monaten in der Mitgliederzeitschrift der Gewerkschaft erschienen ist. «Mit Foto», betont er. Zu sehen sind acht schüchtern bis fröhlich dreinblickende Männer. Für Fleige «ein Dokument von historischer Bedeutung».

Frauen haben's leichter

Anfang der siebziger Jahre, als sich Homosexuelle in Deutschland gegen die Diskriminierung zu wehren begannen, verhüllten sie bei Demonstrationen ihre Gesichter unter weissen Kapuzen. Die «Unzucht» unter Männern stand unter Strafe, es drohten bis

zu fünf Jahre Gefängnis. An den Schulen wurden Filme wie «Christian und sein Briefmarkenfreund» gezeigt: Ein Lehrer lädt einen Schüler ein, in seiner Wohnung Briefmarken anzuschauen – und wird zudringlich. Es sollte ein Aufklärungsfilm sein, der nebenbei homosexuelle Lehrer stigmatisierte. Bis heute hält sich bei vielen Eltern die Furcht, schwule Lehrer könnten sich an Schülern vergehen. An einer Renninger Schule wollte eine Mutter ihren Sohn nicht mit dem Lehrer ins Schullandheim fahren lassen. Im Internet erzählen Lehrer, sie müssten sich Fragen gefallen lassen wie: «Gehen Sie allein aufs Zimmer der Kinder?»

Die lesbischen Kolleginnen haben es in vieler Hinsicht leichter. Von strafbaren sexuellen Handlungen zwischen Frauen war in deutschen Gesetzbüchern nie die Rede. Im Jahr 1957 erklärte das Bundesverfassungsgericht die unterschiedliche Behandlung der Geschlechter damit, dass die männliche Homosexualität eine Gefahr darstelle, weil es bei ihr «eher um den reinen Lustgewinn geht». Eine Frau würde hingegen allein durch ihren Körper daran erinnern, dass das Sexualleben mit Lasten verbunden sei. Demnach hielt sich die Angst vor Lesben in der Gesellschaft in Grenzen. Als dann in den achtziger Jahren die Frauen in Baden-Württemberg zum politischen Thema wurden, formierten sich die Lesben im Windschatten der Frauenbewegung. Der GEW-Arbeitskreis «Lesbenpolitik» feierte vor wenigen Wochen sein zwanzigjähriges Bestehen.

Die Jubilarinnen freuen sich über den frischen Wind, der von den Männern herüberweht. Der Arbeitskreis zählt mittlerweile rund 40 Mitglieder. Im GEW-Haus sitzt man an diesem Morgen zusammen bei starkem Kaffee

und Dinkelkekzen. Neun sind erschienen, zwei, die zum ersten Mal kommen wollten, haben es sich offenbar anders überlegt. Auch Christoph Bayer ist dabei. In der Vorstellungsrunde nennt jeder seinen Vornamen, den Stand des «Outings», wie es in der Schwulenszene heisst, wenn man sich öffentlich zur Homosexualität bekennt, und in welchem Schulumfeld er arbeitet. Denn es liegen Welten zwischen einer Schule in der Stuttgarter Innenstadt und einer im pietistisch geprägten Speckgürtel der Stadt – dem «Pietkong», wie Udo Fleige zu sagen pflegt.

Politischer Gesinnungswandel

Christophs Sitznachbar Alex ist einen Schritt weiter als er. Er ist voll geoutet und sieht sich als Gymnasiallehrer für Gemeinschaftskunde nun in der Pflicht, im Unterricht über Homosexualität zu reden. Als er einen Film zeigte, in dem sich zwei Schüler küssen, verlangten mehrere Eltern eine Unterredung mit ihm und der Schulleitung. «Ich sass wie auf der Anklagebank», sagt er. Er hätte sich besser wehren können, stünde das Thema Homosexualität explizit in den Lehrplänen der Schulen.

Gegenwärtig findet man in den Bildungsstandards nur, dass Schüler «Toleranz gegenüber anderen Lebensformen» verinnerlichen sollen. Den Lehrern bleibt überlassen, wie sie das unterrichten. Das hat zur Folge, so beobachtet Fleige, dass «nichtgeoutete Lehrer das Thema lieber umschiffen». Es könnte ja ein Verdacht entstehen. «Geouteten Lehrern», die das Thema behandeln, werde wiederum unterstellt, sie wollten die Homosexualität als attraktiven Lebensstil anpreisen. Bei den anderen Lehrern falle das Thema «oft hinten runter». Auch politisch sei die Zeit ge-

kommen, sich einzumischen. Mit einer grün-roten Landesregierung seien die Chancen besser, gehört zu werden, besser den je, stellt Udo Fleige fest. Schliesslich waren es die Grünen, die zu Zeiten der schwarz-gelben Landesregierung mit unbequemen Fragen auf die Homophobie an baden-württembergischen Schulen aufmerksam machen wollten. Die Antworten der damaligen Regierung hatte Udo Fleige genau unter die Lupe genommen. Unter anderem verwiesen sie auf die Arbeit der schulpsychologischen Beratungsstellen, an die sich Ratsuchende wenden könnten. Udo Fleige rief dort versuchsweise an. Der zuständige Berater habe schon allein mit dem Begriff des «coming out» nichts anzufangen gewusst, erinnert sich Fleige.

Als Baden-Württembergs grüner Ministerpräsident Winfried Kretschmann im Juni einige Schwulen- und Lesbenorganisationen empfing, wehten erstmals Regenbogenfahnen vor der Villa Reitzenstein, dem Amtssitz des Regierungschefs. Auf einmal stehen all die Grüppchen, die sexuelle Minderheiten vertreten, im Rampenlicht. Auf einmal soll Baden-Württemberg «zu einem Vorreiter für Offenheit und Vielfalt im Hinblick auf sexuelle Identität werden», wie es die sozialdemokratische Sozialministerin Katrin Altpeter ankündigte.

«Jeder für sich allein»

Schon wurden Vertreter der gesamten so genannten LSBTTI-Gemeinde – eine Abkürzung für Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender, Transsexuelle und Intersexuelle – aufgefordert, an einem Aktionsplan für mehr Toleranz und Chancengleichheit mitzuarbeiten. Auch sollen unter Mitwirkung vieler gesellschaftlicher Gruppen bis zum Jahr 2015 neue Bildungspläne erarbeitet werden, in denen laut Koalitionsvertrag «die Vermittlung unterschiedlicher sexueller Identitäten verankert» werden sollen. Auf das entflammte Interesse musste sich der kleine Arbeitskreis «Schwule Lehrer» erst einmal einstellen. Nicht alle, sagt Fleige, fühlten sich zu politischer Arbeit berufen. «Wir mussten eine Untergruppe Politik bilden und Ansprechpartner benennen, um auf Anfragen rasch reagieren zu können.» Manchmal tagen sie auch nur zu zweit. Wie gut, dass sich der Vorsitzende ein Sabbatjahr genommen hat.

Bis der Junglehrer Christoph Bayer seinen Schülern sorglos erzählen kann, dass er lieber Männer mag als Frauen, werden wohl trotzdem noch viele Jahre vergehen. Der baden-württembergische Arbeitskreis gibt «Nichtgeouteten» keine Empfehlungen – im Gegensatz zu den Berlinern, die an jeden schwulen Lehrer appellieren, homosexuellen Schülern ein Vorbild zu sein.

Auch der Schulleiter Holger Henzler-Hübner will nicht von sich auf andere schliessen. «Mit der Frage, inwieweit man sich hierzulande zu erkennen gibt, steht jeder Lehrer ganz allein da», sagt der Schulleiter. Er selbst sei damit immer recht unbedarft umgegangen: «Ich habe einfach nie glauben können, dass jemand ernsthaft etwas dagegen haben könnte.» Zumindest er ist mit dieser Haltung ganz gut gefahren.

Qualität in jedem Format.

Immer und überall bestens informiert – mit der gedruckten und der digitalen Ausgabe. abo.nzz.ch.

Neue Zürcher Zeitung

